

Dennis Lehane
Gone Baby Gone

Ein Fall für Kenzie & Gennaro

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Peter Torberg

Diogenes

Titel der 1998 bei HarperCollins Publishers, LLC,
New York, erschienenen Originalausgabe: ›Gone, Baby, Gone‹
Copyright: © 1998 by Dennis Lehane
Covermotiv: Fotografie von Miramax Film Corp.
Copyright © Miramax Film Corp.

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2020
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/20/852/1
ISBN 978 3 257 30045 1

Tag für Tag werden in den USA zweitausenddreihundert Kinder vermisst gemeldet.

Ein Großteil wird von einem Elternteil entführt, das mit dem anderen zerstritten ist, und in über fünfzig Prozent der Fälle ist der Aufenthaltsort des Kindes bekannt. Die Mehrheit dieser Kinder kehrt innerhalb einer Woche zurück.

Dann gibt es die Ausreißer. Auch hier bleibt der Großteil von ihnen nicht lange fort; meist findet man sie in kürzester Zeit – für gewöhnlich im Haus von Freunden.

Anders ist es bei denen, die zu Hause vor die Tür gesetzt werden oder weglaufen, ohne dass die Eltern die Suche nach ihnen aufnehmen. Dies sind zumeist die Kinder, die die Notunterkünfte und Busbahnhöfe bevölkern, in Rotlichtbezirken an den Straßenecken herumlungern und schließlich im Gefängnis landen.

Von den mehr als achthunderttausend Kindern, die landesweit Jahr für Jahr als vermisst gemeldet werden, fallen nur etwa dreieinhalb- bis viertausend in die Kategorie der nicht familiären Entführungen, wie es das Justizministerium nennt, also Fälle, bei denen die Polizei recht schnell ausschließen kann, dass das Kind von einem Familienmitglied entführt wurde, ausgerissen ist oder rausgeworfen wurde, sich verlaufen hat oder gar verletzt wurde.

Von ihnen verschwinden jedes Jahr dreihundert Kinder, die nie wiederauftauchen.

Niemand – weder Eltern, Freunde noch Gesetzeshüter, weder Fürsorgeeinrichtungen noch Vermisstenstellen – weiß, wohin diese Kinder geraten. In Gräber womöglich; in Keller oder Häuser von Pädophilen; ins Nichts vielleicht, in die Löcher im Gewebe des Universums, aus denen nie wieder etwas von ihnen hinausdringt.

Wohin diese dreihundert auch gehen, sie bleiben verschwunden. Eine Weile lang verstören diese Fälle die Öffentlichkeit; bei den Menschen, die ihnen nahestehen, dauert es erheblich länger.

Sie sterben nicht, denn es gibt keine Leiche als Beweis dafür. Fortdauernd warnen sie uns vor dem Nichts.

Und bleiben verschwunden.

»Meine Schwester«, sagte Lionel McCready, der in unserem Büro im Glockenturm auf und ab ging, »hat ein sehr schweres Leben gehabt.« Lionel war ein großer Mann mit einem schlaffen Bassetgesicht und breiten Schultern, die steil von seinen Schlüsselbeinen abfielen, so als würde dort etwas auf ihnen hocken, das wir nicht sehen konnten. Er hatte ein schüchternes Lächeln, und seine schwielige Hand konnte fest zupacken. Er trug braune UPS-Dienstbekleidung und knetete den Schirm der dazu passenden braunen Baseballmütze in seinen kräftigen Pranken. »Unsere Ma war – na ja, eine Trinkerin, offen gestanden. Und unser Dad hat sich verdrückt, als wir beide noch klein waren. Wenn man so aufwächst, dann – dann – na ja, man entwickelt wohl ziemlich viel Wut. Es dauert eine Weile, bis man zur

Vernunft kommt und seinen Weg im Leben findet. Das betrifft nicht nur Helene. Ich mein, ich hatte auch ein paar ernsthafte Probleme, bin mit zwanzig verhaftet worden. Ich war kein Engel.«

»Lionel«, mahnte seine Frau.

Er hob eine Hand, so als müsse er das endlich mal alles loswerden, sonst würde er das nie wieder schaffen. »Ich hatte Glück. Ich habe Beatrice kennengelernt und mein Leben auf die Reihe gekriegt. Was ich damit sagen will, Mr. Kenzie, Miss Gennaro, wenn man genug Zeit hat und die paar Brüche übersteht, dann wird man erwachsen. Man schüttelt diesen Mist ab. Meine Schwester wird erst noch erwachsen, mehr will ich gar nicht sagen. Sie hat ein schweres Leben gehabt und –«

»Lionel«, sagte seine Frau, »hör auf, andauernd nach irgendwelchen Entschuldigungen für Helene zu suchen.« Beatrice McCready fuhr sich mit einer Hand durch das kurze erdbeerrote Haar und sagte: »Liebling, setz dich. Bitte.«

»Ich versuche doch nur zu erklären«, sagte Lionel, »dass Helene kein leichtes Leben gehabt hat.«

»Du auch nicht«, meinte Beatrice, »und du bist ein guter Vater.«

»Wie viele Kinder haben Sie denn?«, fragte Angie.

Beatrice lächelte. »Eins. Matt. Er ist fünf. Er wohnt bei meinem Bruder und seiner Frau, bis wir Amanda gefunden haben.«

Lionel schien bei der Erwähnung seines Sohnes ein wenig aufzuleben. »Er ist ein toller Junge«, sagte er, doch sein Stolz schien ihm ein wenig peinlich zu sein.

»Und Amanda?«, fragte ich.

»Amanda ist auch ein großartiges Kind«, sagte Beatrice.
»Und sie ist viel zu jung, um allein dort draußen zu sein.«

Amanda McCready war vor drei Tagen aus der Nachbarschaft verschwunden. Seitdem schien ganz Boston besessen darauf herauszufinden, wo sie sich aufhielt. Die Polizei hatte mehr Männer auf die Suche geschickt als bei der Jagd auf John Salvi nach der Schießerei in der Abtreibungsklinik vor vier Jahren. Der Bürgermeister hatte eine Pressekonferenz abgehalten, auf der er verkündet hatte, dass alle Stadtangelegenheiten auf Eis liegen würden, bis Amanda gefunden worden sei. Die Berichterstattung war umfassend: jeden Morgen die Titelseiten der beiden Zeitungen, am Abend die Hauptmeldung in den führenden drei Nachrichtensendungen, stündliche Updates zwischen den Seifenopern und Talkshows.

Und nach drei Tagen – nichts. Keine Spur von ihr.

Als Amanda McCready verschwand, war sie vier Jahre und sieben Monate auf der Welt gewesen. Ihre Mutter hatte sie Sonntagabend zu Bett gebracht, hatte gegen halb neun nach ihr gesehen und am Morgen kurz nach neun in ihr Bett geschaut, doch es war leer gewesen bis auf den knittrigen Abdruck auf dem Laken.

Verschwunden waren auch die Kleidungsstücke, die Helene McCready für ihre Tochter bereitgelegt hatte – pinkfarbenes T-Shirt, Jeansshorts, pinkfarbene Socken und weiße Turnschuhe, ebenso Amandas Lieblingspuppe, die blondhaarige Nachbildung einer Dreijährigen, die eine geradezu unheimliche Ähnlichkeit mit ihrer Besitzerin aufwies und die Amanda auf den Namen Pea getauft hatte. Im Zimmer fanden sich keinerlei Spuren eines Kampfs.

Helene und Amanda wohnten im ersten Stock eines dreigeschossigen Hauses; zwar wäre es möglich gewesen, dass Amanda von jemandem entführt worden war, der eine Leiter an ihr Schlafzimmerfenster gestellt und das Fliegengitter aufgedrückt hatte, um einzudringen, doch das war unwahrscheinlich. Fliegengitter und Fensterbretter wiesen keinerlei Spuren auf, und im Boden am Fuß des Hauses gab es auch keine Leiterabdrücke.

Erheblich wahrscheinlicher war, wenn man mal davon ausging, dass eine Vierjährige sich nicht plötzlich dazu entschloss, mitten in der Nacht allein das Haus zu verlassen, dass der Entführer die Wohnung durch die Wohnungstür betreten hatte, ohne das Schloss zu knacken oder die Scharniere aus den Zargen zu hebeln, denn all das war bei einer Tür, die nicht abgeschlossen worden war, völlig unnötig.

Als diese Information an die Öffentlichkeit kam, musste sich Helene McCready von der Presse einiges anhören. Vierundzwanzig Stunden nach dem Verschwinden Amandas stand in der *News*, Bostons Klatschzeitungspendant zur *New York Post*, folgende Schlagzeile:

HEREINSPAZIERT:

Mutter der kleinen Amanda lässt Tür unverschlossen

Unter der Überschrift befanden sich zwei Fotos, eins von Amanda, das andere von der Wohnungstür. Die Tür stand sperrangelweit offen, was, wie die Polizei mitteilte, nicht der Situation am Morgen von Amanda McCreadys Verschwinden entsprach. Nicht abgeschlossen, ja; weit geöffnet, nein.

Ein Unterschied, für den sich der Großteil der Stadt al-

lerdings nicht interessierte. Helene McCready hatte ihre vierjährige Tochter allein in einer unverschlossenen Wohnung gelassen und war nach nebenan in die Wohnung ihrer Freundin Dottie Mahew gegangen. Die beiden hatten ferngesehen – zwei Sitcoms und den Film der Woche mit dem Titel *Her Father's Sins*, mit Suzanne Somers und Tony Curtis. Nach den Nachrichten hatten sie die Hälfte der Wochenendausgabe von *Entertainment Tonight* geschaut, dann war Helene nach Hause gegangen.

Amanda McCready war etwa drei Stunden und fünfundvierzig Minuten allein in einer unverschlossenen Wohnung zurückgelassen worden. Irgendwann in diesem Zeitraum, so die Vermutung, war sie entweder weggelaufen oder entführt worden.

Angie und ich hatten den Fall so genau verfolgt wie der Rest der Stadt, und wir waren ebenso ratlos wie alle anderen. Helene McCready hatte eingewilligt, sich einem Lügendetektortest zu unterziehen, und bestanden. Die Polizei hatte nicht eine einzige Spur gefunden, der sie hatte folgen können; den Gerüchten zufolge wandte sie sich sogar an Personen mit übersinnlichen Fähigkeiten. Nachbarn meldeten, sie hätten in jener Nacht, einer warmen Spätsommernacht, in der die meisten Fenster offen waren und überall Leute auf den Straßen, nichts Verdächtiges bemerkt und nichts gehört, das Kinderschreien geähnel hätte. Niemand erinnerte sich daran, eine Vierjährige allein herumwandern gesehen oder Personen bemerkt zu haben, die entweder ein Kind oder ein merkwürdig aussehendes Bündel bei sich gehabt hätten.

Amanda McCready war, soweit das irgendjemand beurteilen konnte, spurlos verschwunden.

Ihre Tante Beatrice McCready hatte uns am Nachmittag angerufen. Ich drückte ihr gegenüber meine Zweifel aus, dass wir viel mehr tun könnten als zig Polizisten, die Hälfte der Bostoner Reporter und tausende von Mitbürgern ihrer Nichte wegen schon taten.

»Mrs. McCready«, sagte ich, »sparen Sie sich das Geld.«

»Lieber möchte ich meine Nichte in Sicherheit sehen«, entgegnete sie.

Jetzt saßen Angie und ich in unserem Büro im Glockenturm der Bartholomew's Church in Dorchester, die abendliche Rush Hour verging mit entferntem Hupen und Gasgeben unten auf der Straße, und wir hörten zu, wie Amandas Tante und Onkel ihre Sache vorbrachten.

»Wer ist Amandas Vater?«, fragte Angie.

Wieder schien sich diese Last auf Lionels Schultern zu senken. »Das wissen wir nicht. Wir glauben, dass es sich um einen Kerl namens Todd Morgan handelt. Kaum war Helene schwanger, ist er verduftet. Keiner hat je wieder von ihm gehört.«

»Die Liste der möglichen Väter ist allerdings lang«, sagte Beatrice.

Lionel sah zu Boden.

»Mr. McCready«, sagte ich.

Er sah mich an. »Lionel.«

»Bitte, Lionel«, sagte ich. »Setzen Sie sich.«

Mit einigen Schwierigkeiten setzte er sich in einen kleinen Sessel auf der anderen Seite des Schreibtischs.

»Dieser Todd Morgan«, sagte Angie und notierte sich den Namen. »Weiß die Polizei, wo er sich aufhält?«

»In Mannheim, in Deutschland«, antwortete Beatrice. »Er ist dort bei der Armee stationiert. Als Amanda verschwand, war er in der Garnison.«

»Haben Sie ihn als Verdächtigen ausgeschlossen?«, fragte ich. »Gibt es keine Möglichkeit, dass er einen Freund dafür angeheuert haben könnte?«

Lionel räusperte sich und sah wieder zu Boden. »Die Polizei meint, er würde sich wegen meiner Schwester schämen und glaube nicht mal, dass Amanda sein Kind ist.« Er schaute mich aus verlorenen, sanften Augen an. »Er soll gesagt haben, wenn er einen kleinen Windelscheißer wolle, der die ganze Zeit rumheult, dann hätte er sich auch in Deutschland ein Kind anschaffen können.«

Ich konnte spüren, wie ihn der Schmerz durchfuhr, als er seine Nichte einen ›Windelscheißer‹ schimpfen musste, und nickte. »Erzählen Sie mir von Helene«, sagte ich.

Es gab nicht viel zu erzählen. Helene McCready war vier Jahre jünger als Lionel, also achtundzwanzig. Sie war im ersten Jahr an der Monsignor Ryan Memorial High School ausgestiegen und hatte den zweiten Bildungsweg, von dem sie ständig gesprochen hatte, nie eingeschlagen. Mit siebzehn brannte sie mit einem Kerl durch, der fünfzehn Jahre älter war; sie hausten sechs Monate lang in einem Wohnwagenpark in New Hampshire, bevor Helene mit einem blaugeschlagenen Gesicht und nach der ersten von drei Abtreibungen nach Hause zurückkehrte. Seither hatte sie eine ganze Reihe von Jobs angenommen – Kassiererin bei Stop & Shop, Angestellte bei einem Herreenausstatter, Assistentin in einer chemischen Reinigung, Rezeptionistin bei UPS –, blieb aber bei keinem Job länger als achtzehn

Monate. Seit dem Verschwinden ihrer Tochter hatte sie sich bei ihrer Teilzeitstelle bei der Lottoannahme im Li'l-Peach-Gemischtwarenladen abgemeldet, und es hatte nicht den Anschein, als würde sie die Stelle wieder antreten.

»Aber sie liebt die Kleine«, betonte Lionel.

Beatrice machte ein Gesicht, als wäre sie da anderer Meinung, sagte aber nichts.

»Wo ist Helene jetzt?«, fragte Angie.

»In unserem Haus«, antwortete Lionel. »Der Anwalt, den wir eingeschaltet haben, meinte, wir sollten sie so lange wie möglich abschirmen.«

»Warum?«, fragte ich.

»Warum?«, entgegnete Lionel.

»Ihr Kind wird vermisst. Sollte sie nicht an die Öffentlichkeit gehen? Oder zumindest die Nachbarschaft abklappern?«

Lionel öffnete den Mund und klappte ihn wieder zu. Er besah sich seine Schuhe.

»Helene ist dem nicht gewachsen«, sagte Beatrice.

»Warum nicht?«, fragte Angie.

»Weil – nun, weil sie Helene ist«, antwortete Beatrice.

»Überwacht die Polizei das Telefon in ihrer Wohnung, für den Fall, dass es eine Lösegeldforderung gibt?«

»Ja«, sagte Lionel.

»Aber sie ist nicht da«, meinte Angie.

»Das ist ihr zu viel geworden«, erklärte Lionel. »Sie brauchte ihre Privatsphäre.« Er streckte die Hände aus und sah uns an.

»Ach«, sagte ich. »Ihre Privatsphäre.«

»Verstehe«, meinte Angie.

»Hören Sie« – Lionel knetete wieder an seiner Mütze herum –, »ich weiß, wie sich das anhört. Wirklich. Aber die Menschen zeigen ihre Sorge auf unterschiedliche Weise. Richtig?«

Ich nickte halbherzig. »Wie ist sie denn nach drei Abtreibungen darauf gekommen, ein Kind auszutragen?«, sagte ich, und Lionel zuckte zusammen.

»Ich glaube, sie fand, dass es an der Zeit sei.« Lionel beugte sich vor, und sein Gesicht hellte sich auf. »Wenn Sie gesehen hätten, wie aufgeregt sie während der Schwangerschaft war. Ihr Leben bekam einen Sinn, verstehen Sie? Sie war sich sicher, das Kind würde alles besser machen.«

»Für sie«, meinte Angie. »Aber was ist mit dem Kind?«

»Das habe ich damals auch gesagt«, meinte Beatrice.

Lionel wandte sich mit großen Augen und verzweifelttem Blick an die beide Frauen. »Sie waren gut füreinander«, sagte er. »Das ist meine feste Überzeugung.«

Jetzt betrachtete Beatrice ihre Schuhe. Angie schaute zum Fenster hinaus.

Lionel sah mich an. »Wirklich.«

Ich nickte, und sein Bassetgesicht fiel erleichtert in sich zusammen.

»Lionel«, sagte Angie, die immer noch zum Fenster hinausschaute, »ich habe alle Zeitungsberichte gelesen. Niemand scheint auch nur eine Ahnung zu haben, wer Amanda entführt haben könnte. Die Polizei ist aufgeschmissen, und den Berichten zufolge weiß Helene ebenfalls nichts.«

Lionel nickte. »Ich weiß.«

»Also gut.« Angie drehte sich um und sah Lionel an. »Was glauben Sie, was passiert ist?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete er und umklammerte seine Mütze so fest, dass ich schon dachte, er würde sie in seinen Pranken zerpfücken. »Als ob sie vom Erdboden verschluckt worden ist.«

»War Helene mit jemandem zusammen?«

Beatrice schnaubte.

»Regelmäßig?«, fragte ich.

»Nein«, antwortete Lionel.

»Die Presse deutet an, dass sie mit ein paar unappetitlichen Kerlen herumhing«, meinte Angie.

Lionel zuckte mit den Schultern, als sei dies ganz selbstverständlich.

»Sie treibt sich im Filmore Tap herum«, sagte Beatrice.

»Das ist die übelste Kaschemme in Dorchester«, meinte Angie.

»Wenn man bedenkt, wie viele Bars sich um diese Ehre streiten«, sagte Beatrice.

»So schlimm ist es da gar nicht«, meinte Lionel und sah mich hilfesuchend an.

Ich hob die Hände. »Lionel, ich trage ständig eine Waffe bei mir. Aber wenn ich ins Filmore gehe, werde ich nervös.«

»Das Filmore ist als Drogenbar bekannt«, sagte Angie. »Angeblich liefern sie dort Koks und Heroin wie andernorts Pizza. Hat Ihre Schwester ein Drogenproblem?«

»Heroin, meinen Sie?«

»Egal was, meinen sie«, bemerkte Beatrice.

»Sie raucht ein wenig Gras«, antwortete Lionel.

»Wenig?«, fragte ich. »Oder viel?«

»Was heißt viel?«, entgegnete er.

»Würde ich auf ihrem Nachttisch eine Bong und eine Joint-Klammer finden?«, fragte Angie.

Lionel blinzelte sie an.

»Sie ist nicht nach irgendeiner bestimmten Droge süchtig«, sagte Beatrice. »Sie nimmt, was sie kriegen kann.«

»Koks?«, fragte ich.

Sie nickte, und Lionel schaute seine Frau verblüfft an.

»Pillen?« Beatrice zuckte mit den Schultern.

»Nadeln?«, fragte ich.

»O nein«, sagte Lionel.

»Soweit ich weiß, nicht«, sagte Beatrice. Dann dachte sie darüber nach. »Nein. Wir haben sie den ganzen Sommer über in kurzen Sachen gesehen. Das hätten wir gemerkt.«

»Augenblick mal.« Lionel hob eine Hand. »Moment. Hier geht es um Amanda und nicht um die schlechten Angewohnheiten meiner Schwester.«

»Wir müssen alles über Helene wissen, ihre Gewohnheiten und ihre Freunde«, entgegnete Angie. »Wenn ein Kind vermisst wird, ist der Grund meist im nächsten Umkreis zu suchen.«

Lionel stand auf, und sein Schatten legte sich über den ganzen Schreibtisch. »Was soll das bedeuten?«

»Setz dich«, sagte Beatrice.

»Nein. Ich muss wissen, was das zu bedeuten hat. Wollen Sie damit andeuten, dass meine Schwester etwas mit dem Verschwinden von Amanda zu tun haben könnte?«

Angie sah ihn fest an. »Sagen Sie es mir.«

»Nein«, stellte er laut fest. »Okay? Nein.« Dann sah er zu seiner Frau hinunter. »Sie ist keine Kriminelle. Sie ist eine Frau, die ihr Kind verloren hat.«

Beatrice sah ihn mit undurchsichtigem Gesichtsausdruck an.

»Lionel«, begann ich, und er schaute mich an. »Sie haben selbst gesagt, es ist so, als hätte Amanda sich in Luft aufgelöst. Fünfzig Polizisten suchen nach ihr. Vielleicht mehr. Sie beide suchen. Leute in der Nachbarschaft ...«

»Ja«, sagte er. »Viele. Sie waren toll.«

»Okay. Und wo ist sie?«

Er starrte mich an, als würde ich sie plötzlich aus der Schreibtischschublade ziehen.

»Ich weiß es nicht.« Er schloss die Augen.

»Niemand weiß es«, betonte ich. »Und falls wir uns dieser Sache annehmen – und ich habe nicht gesagt, dass wir das tun werden ...«

Beatrice setzte sich auf und sah mich streng an.

»... dann werden wir von jemandem aus ihrem nächsten Umfeld ausgehen müssen.«

Lionel setzte sich wieder hin. »Sie glauben also, dass sie verschleppt wurde.«

»Sie nicht?«, fragte Angie. »Eine Vierjährige, die ausreißt, wäre doch nach drei vollen Tagen nicht immer noch dort draußen, ohne dass jemand sie gesehen hätte.«

»Ja«, sagte er, so als hätte er es die ganze Zeit gewusst, es aber bislang von sich ferngehalten. »Ja. Sie haben wahrscheinlich recht.«

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Beatrice.

»Wollen Sie meine ehrliche Meinung wissen?«, entgegnete ich.

Sie sah mich unverwandt an und legte den Kopf leicht schräg. »Ich bin mir nicht sicher.«

»Sie haben doch einen Sohn, der bald in die Schule geht. Richtig?«

Beatrice nickte.

»Sparen Sie das Geld, das Sie für uns ausgegeben hätten, und stecken Sie es in seine Ausbildung.«

Beatrice rührte sich nicht; mit dem leicht zur Seite geneigten Kopf wirkte sie jetzt wie geohrfeigt. »Sie nehmen den Fall also nicht an, Mr. Kenzie?«

»Ich weiß einfach nicht, ob das einen Sinn hätte.«

Beatrice erhob in dem kleinen Büro ihre Stimme. »Ein Kind wird –«

»Vermisst«, sagte Angie. »Ja. Aber es suchen schon viele Menschen nach ihr. Die Berichterstattung war umfassend. Jeder in der Stadt und wohl die meisten im Staat wissen, wie sie aussieht. Und glauben Sie mir, die meisten halten Ausschau nach ihr.«

Beatrice sah Lionel an. Lionel zuckte ganz leicht mit den Schultern. Sie wandte sich wieder mir zu. Beatrice war eine kleine Frau, gerade mal eins sechzig. Ihr blasses Gesicht war herzförmig, die Sommersprossen hatten die gleiche Farbe wie ihr Haar, Knopfnase und Kinn wirkten kindlich rund. Doch ihre Aura war eine wütende Stärke, so als würde sie lieber sterben als nachgeben.

»Ich bin zu Ihnen beiden gekommen«, sagte sie, »weil Sie Menschen finden. Das ist Ihr Job. Sie haben vor ein paar Jahren den Mann gefunden, der all diese Morde begangen hatte, Sie haben das Baby und seine Mutter auf dem Spielplatz gerettet, Sie –«

»Mrs. McCready«, sagte Angie und hob eine Hand.

»Keiner wollte, dass ich hierherkomme«, sagte sie. »He-

lene nicht, mein Mann nicht, die Polizei nicht. ›Du vergeu-
dest nur dein Geld‹, sagten alle. ›Sie ist noch nicht mal dein
Kind‹, sagten sie.«

»Liebling.« Lionel legte seine Hand auf ihre.

Sie schüttelte sie ab und beugte sich vor, bis ihre Arme
auf dem Schreibtisch lagen und sie mich aus saphirblauen
Augen ansah.

»Mr. Kenzie, Sie können sie finden.«

»Nein«, entgegnete ich sanft. »Nicht, wenn sie wirk-
lich gut versteckt ist. Nicht, wenn so viele Leute, die darin
ebenso gut sind wie wir, nicht in der Lage waren, sie zu
finden. Wir sind einfach nur zwei mehr, Mrs. McCready.
Nur zwei mehr.«

»Aber es schadet doch nichts«, sagte Beatrice. »Oder?
Was könnte es schaden?«